

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 25 (1935)

Heft: 35

Artikel: Der wunderliche Berg Höchst [Fortsetzung]

Autor: Huggenberger, Alfred

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-646404>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 35 - 25. Jahrg.

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern

31. August 1935

Ob du auch nie kannst sagen ...

Ob du auch nie kannst sagen,
Wo deine Heimat ist,
Und wenn du stets musst fragen,
Wo du zu Hause bist:
Wenn dich im bunten Leben
Ein Herz recht innig liebt,
Kann es dir Heimat geben,
Wie es nicht bessere gibt.

Von Johanna Siebel.

Nur wenn du stets musst fragen
Im weiten Himmelschein,
Wo du sollst Ernte tragen,
Und wo dein Grab wird sein,
Wenn du die Lande wandern
Musst immer auf und ab,
Und keiner kennt den andern,
Wird schwer der Wanderstab.

Der wunderliche Berg Höchst.

Roman von Alfred Huggenberger.

Copyright by L. Staakmann Verlag G. m. b. H., Leipzig. 13

Ureh Leu vergießt manchen Schweißtropfen beim Aufstieg auf der steilen Bergstraße. Mit Schreden nimmt er wahr, wie schlecht es um seine Körperlichkeit bestellt ist. Immer wieder muß er am Straßenbord oder auf einem Wegbänklein ausruhen, weil der Herzschlag plötzlich stocken will. Die widersinnige Lebensführung und das Trinken haben den starken Mann mit den Jahren zermürbt. Das gibt ihm der Berg nun ohne Höflichkeit zu schmecken. „Siehst du jetzt, wo es mit dir hinaus will? Du hast den anderen gemeint, und hast dich selber getroffen. Du bist nicht mehr viel nütze. Deinen Haß fürchtet niemand mehr.“

Oberhalb des Steigbrunnens kommt ihm die Frau des Maurers Rehrl mit zwei Kindern entgegen, seine Schwestertochter Ros. Sie hat einen Handwagen mit Leinholz hinter sich; ziemlich weit zurück folgen ihr zwei Kinder, singend, mit Efeukränzchen im Haar. Wie Ros den Oheim erkennt, stellt sie ihr Fuhrwerk quer über die Straße und verliest dem Näherkommenden ohne viel Umständen ein ausgiebiges Sündenregister.

„So — Ihr kommt mir gerade recht! Euch hätt' ich schon lange gerne einmal die Kappe geschlissen! Seitdem Ihr meinen Mann in den Klauen habt, ist er wieder der alte Lump geworden! Ich habe ihn ordentlich zuweg gehabt, wir sind aus dem Bösesten herausgekommen, wir könnten es schön haben, weil die Buben jetzt auch bald entronnen sind. Eure Kneip ist unser Unglück! Ihr lebt von dem, was mein Mann den Kindern heimbringen sollte! Ihr macht, daß er noch wird, wie — — wie Ihr selber geworden seid!“

Die Frau fährt keifend an ihm vorbei, ohne sich nach ihm umzusehen. Ureh Leu hat an dem sauren Broden bis zur Gfirthöhe hinauf zu kauen.

Nun holt er eingedrückt auf einer Bank. Er sieht sich selber wie in einem Spiegel, und es ist ein sehr trügliches Bild, das er betrachten muß. „Ich will es noch einmal probieren, so kann es nicht mehr gehen“, sagt er halblaut zu sich selber und sucht sich etwas Haltung zu geben.

Drüben beim Gfirthof richtet der Jakob Mehrhardt eine Leiter auf, um sie an den Kirschbaum neben dem Hause zu stellen. Ein junger Bursche mäht unten an der Halde im Waldschatten Spätheu; zwei Mädchen werken mit Gabel und Rechen, die Arbeit geht ihnen wie ein schönes Spiel aus der Hand.

Dem gebrochenen Manne auf dem Bänklein kommt das Augenwasser. O du arme, heilige Bauernarbeit! O du Bergluft, wie kannst du mich anrühren mit deiner alten Treue und Liebe! ...

Der Gedanke an das Tagwerk, das Ureh Leu auf dem Berge hat verrichten wollen, ist wie ein Schatten von ihm ferngerückt. An die Stelle der Haßgier ist unerbittlich die Erkenntnis seiner Ohnmacht getreten. Was würde sein Stiefbruder David zu ihm sagen? „Haßt du Geld, — Ureh?“

Und nun kommt es plötzlich wie ein Zwang über ihn: er muß die Schritte nach seiner verratenen Heimat hinlenken. Weder links noch rechts sehend geht er am Weidstall vorbei, der auf dem Baugrund des alten Ueberschynhofes steht. Dem Hause zur Quell weicht er mit einem

Umweg dem untern Gehölzrand entlang aus. Nachdem er den Karrweg wieder erreicht hat, bleibt er stehen und blickt nach dem Brodenhang hinauf, wo vordem sein Wald gestanden. Das Vieh hat an der steilen Halde mit den Jahren Staffeln ausgetreten; an einigen Stellen sind, weil das bindende Wurzelwerk allmählich vermodert ist, größere und kleinere Erdschlippe abgerutscht.

Da kommt ein Mann des Weges, der ein paar Kinder vor sich herträgt. Es ist Felix Wolfer, der Mehlhun, der nach dem Verkauf des Heiletsbodengutes seine Stelle verlor und nun dem Hirten der Weidgenossenschaft als Helfer dient. Beim Anblick des Wehrtanners kommt ein Giftelein in ihm hoch, er steht vor Urech still und sagt boshaft: „Und er sah an, was er gemacht hatte, und siehe es war nicht gut.“

Der Wehrtanner versteht die durchsichtige Anspielung wohl. Er will sich von dem Knechtlein nicht im Bart krahen lassen, seine Entgegnung hat einen verächtlichen Unterton:

„So — bist du jetzt auch in die große Firma eingetreten? Bist du am Ende gar Oberrindviehaktionär?“

Felix Wolfer bleibt ihm die Antwort keineswegs schuldig. „Ja, der Wolf hat es auf dem Berg länger verlitten als der Leu.“

Urech braust ein wenig auf, aber es ist mehr Rauch als Feuer. „Vorläufig ist die Wehrtanne noch mein! Wenn der Leu wieder auf den Berg kommen will, braucht er sich nicht bei einem Knecht und Baumhöder einzumieten.“

„Sieh dir nur erst die Höhle an“, höhnt der Mehlhun und geht seinen verlaufenen Tieren nach. —

Urech Leu steht vor der Halbruine seines Väters ihres. Der Anblick macht ihn starr, so traurig hat er sich die Verwüstung nicht vorgestellt. Die Schneewuchten des vergangenen Winters haben auch den bis dahin noch stehen gebliebenen Teil des Schindeldaches eingedrückt. Der obere Teil der Giebelwand hat sich etwas einwärts gesenkt; es mag drinnen nicht mehr ganz geheuer sein. Auf der vom Sturm aufgerissenen Halbtüre des Holzgadens sind mit Rotstift die Worte hingekritzelt:

Dependance zum Lamm in Schönau.

Der Wehrtanner sucht die schwere Türe mit grimmigem Kraftaufwand aus den Angeln zu heben und schleppt sie, nachdem ihm dies gelungen, die Grashalde hinab bis an deren Absturz. Er stößt sie mit Mühe über die Nagelfluh wand hinaus; sie zerstellt unten krachend an einem Buchen stamme.

Wieder beim Hause angelangt, tritt er, behutsam mit dem Stöcke vorausstehend, durch den Schopf in die Rüche hinein. Durch den breiten Rauchfang fällt von oben Licht herab — das klare Himmelslicht. Teile des zertrümmerten Kamins decken den Herd und liegen auf dem Lehmboden zerstreut umher.

Und nun die tote Stube. Der Kellerladen ist offen, ein schwarzer Wassertümpel grinst durch das vieredige Steigloch hinauf. Er muß in diesem Augenblick an seine Kinderzeit denken, wo die Mutter oft in Wintertagen aus diesem dunklen Loch herauftieg und ihm von der Holztreppe aus, noch halb im Keller stehend, die Schürze voll rotbadiger Aepfel hinhieß: „Da nimm, Buebli! ...“

Der grüne Kachelofen hat sich stark gesenkt. Er hat sich von der Feuerwand losgelöst, weil der eichene Stützpfosten im Keller angefault ist. Ein Brett des Fußbodens knarrt und gibt nach — der Eindringling erschrickt und weicht hinter sich tretend hinaus. Er stapft um sein Haus herum, er muß sich noch einmal von dessen Elend überzeugen, und wie es sich, verloren und verachtet, seiner großen Schande schämt. Er muß sich von den blinden Fensterhöhlen anstarren lassen. Dann dreht er sich steif ab, den Kopf wie vor einem drohenden Blitzstrahl eingezogen. Er legt sich auf den Erdboden hin, die Finger in die Grasnarbe verkrallend.

*

In der Wirtschaft zur Bergstube sind an diesem Abend mehrere Bauern versammelt, was sonst in Wochentagen nicht oft vorkommt. Es ist der Lammwirt von Schönau, der sie eingeladen hat und auch großzügig gastfrei hält. Der Wein hat ihn wieder aufgestellt, und er spricht dem guten Tropfen mit manchem Lobeswort für die junge Wirthin wader zu. Ihr ist es nicht ganz wohl dabei, denn die großartigen Reden des angetrunkenen Gastes wollen ihr nicht in den Kopf hinein.

„Es bricht jetzt nächstens eine ganz neue Zeit an für den Berg Höchst“, hat Urech Leu schon mehrmals mit stets fort wachsender Überzeugungstreue wiederholt. „Die ihn verlassen haben, werden alleamt wieder zu ihm heraufkommen. Sie müssen, er tut es ihnen an. Und ich selber werde den Anfang machen! Ich werde mein Haus auf der Wehrtanne wieder aufbauen, daß es dasteht wie ein stolzes Jüngferlein. Ja, das will ich tun, der Plan ist schon fit und fertig in meinem Kopf. Und wenn ich drei Jahre lang nichts als gesottene Kartoffeln fressen müßte, es kommt mir nicht darauf an. Der Berg muß wieder zu seinen vollen Ehren kommen, dafür stehe ich Euch gut! Die Abtrünnigen mögen freilich zu einem guten Teil im Land unten von der Adermaschine zu Handlangern gemacht oder von der Stadt ausgesogen und verzärtelt sein, sie mögen von der harten Luft da oben den Schnupfen bekommen und wegsterben, wie die Fliegen im Weinmonat — mir machen die paar verlorenen Jährlein nichts, ich werde es überhauen! Ich bin noch einer von der alten Rasse! Von den Leuen darf sich einer getrost erlauben, eine Zeitlang dumm zu tun — wenn er erst den Faden findet, dann bringt er's leichtlich wieder auf den Holderbusch hinauf, er kriecht, wenn er nicht mehr fliegen kann. Und ich hab' ihn jetzt gefunden. Bleibt wo ihr seid, Beize und Zafkarten! Ich will in meinen alten Tagen noch etwas haben von mir selber, von den Bergwiesen, vom Himmel und vom Gewölf. Jawohl! Ihr lacht, ihr meint, ich sei trunken; aber der Wein ist ja für mich Wasser, ich bin an den Wein gewöhnt.“

Wieder schüttet sich Urech wie sinnlos in kurzen Abständen ein Glas nach dem andern ein. Seine Reden werden verworren, seine Zunge fängt an zu lallen.

„Ja — m-morgen früh schon — schteh ich mit zehn Mann bei der W-Wehrtanne oben — — in v-vier Wochen ist d-die Aufrichte! ...“

Die Bauern nicken sich heimlich zu und verlaufen sich einer nach dem andern. An eine Heimkehr ist für den Trun-

fenen nicht mehr zu denken, der Wirt hat Mühe, ihn endlich zu Bette zu bringen.

Am Morgen liegt Urech Leut tot auf seinem Lager. Ein Herzschlag hat ihn hingerafft. In den Höfen und Weilern geht die Rede um: „Der Berg hat ihn gefordert.“

Der Wetterstuhl grüllt.

Vor dem Hause zur Quell auf Heiletsboden stehen zwei kleine Bergwagen, schon teilweise mit Hausrat beladen. Immer noch trägt man allerlei Sachen aus den scheinbar unerschöpflichen Stuben und Kammern heraus, Spiegel, Wandbilder, Rüchengeräte, gefüllte Schubladen, die in die bereits fertiggemachte Kommode eingeschoben werden. Der Knecht Felix bringt Holzvorräte, zum Schnitzen zugerichtet, und allerlei fertiges Kleinzeug. Er trägt zu diesem Eigengut besonders Sorge, und es wird ihm auch ein guter Platz eingeräumt. Sein Bett hat er vorläufig noch in der Kammer stehen lassen, denn er will bis zum Abgang des Sommerungsviehes auf Heiletsboden bleiben und erst dann seinem alten Meister nach der Strubegg folgen.

Es ist eine gewisse Einfertigkeit im Hin- und Wiedergehen der Menschen, denn die Luft ist schwül, es kann am Nachmittag ein Gewitter geben. Abschiedsstimmung, es fällt kein Scherzwort.

Endlich ist der größte Teil der Habseligkeiten verstaut und geborgen. Hannes Fryner geht noch einmal nachprüfend um beide Wagen herum und zieht da und dort einen Bindetrück fester an. Inzwischen haben die zwei neuen Nachbarn, die sich freundlich zu diesem Hilfsdienst angeboten, die Gespanne aus dem Stall geholt, man kann sich nach und nach zum Aufbruch bereit machen.

Der Bauer steht neben seiner Frau unter der Haustüre. „Also, laßt euch Zeit, es hat ja keine Eile. Was an Siebenachen noch da ist, könnt ihr in den Schopf hinaustragen. Ich bin spätestens um vier Uhr mit einem Wagen zurück, und dann wollen wir in Gottes Namen vom Heiletsboden Abschied nehmen.“ Er geht nach dem Warmen Brunnen hinüber, um einen Schluck Wasser zu trinken. Inzwischen haben die grauen Berggochsen bereits angezogen, die Fuhrwerke bewegen sich auf dem dürftigen Sträßchen gemacht der neuen Heimat entgegen. Fryner schreitet gesenkten Hauptes hinterher, er sieht sich nie um. Wieder ist es ihm, der Berg beobachtet sein Tun heimlich mit finstern Blicken.

Beth und Eveli sitzen auf dem Hausbänklein; die Mutter steht, an die Holzwand gelehnt, neben ihnen, den Jüng-



Kreuzigungsszene. Paolo Veronese zugeschrieben.

Dieses Oelgemälde ist gegenwärtig in einem Renaissance-Arrangement bei Fritz Gysi, Kramgasse 44, ausgestellt. Nach dem Gutachten eines italienischen Experten handelt es sich um eine Vorarbeit zu dem Kolossalgemälde des Paolo Veronese, das sodann einer Feuersbrunst zum Opfer fiel. Nach Ernst Linck deuten einzelne Partien auf Veroneses unverkennbar hin. Das wertvolle Gemälde ist zur selben Zeit entstanden wie Veroneses Kreuzigung in Venedig, die Kreuzabnahme im Louvre, sowie die Kreuzigung in den Uffizien Florenz. Im Hintergrund die Stadt Jerusalem.

sten an der Hand. „Gelt, Mutter, es ist auf der andern Seite vom Berg auch schön?“ fragt und tröstet Hansli treuherzig. „Weil du doch dort daheim gewesen bist.“ Sie kann ihm nicht antworten, sie drückt ihm nur leise die Hand.

*

Im ausgeräumten Hause wird wacker geschrubbt und gebohnt, das Heim zur Quell soll in Ehren verlassen werden. Auch Bethli röhrt sich schon fleißig. Felix trägt vom Heiletsbrunnen Wasser zu und räumt noch zusammen, was in Estrich und Gaden nicht niet- und nagelfest ist. Hin und wieder geht er in den Stall hinein, um sich ein wenig mit der Ruh und den zwei Ziegen zu unterhalten, die den Frynerleuten den Sommer über Milch und Butter spenden mußten.

„So — jetzt werdet ihr es dann nicht mehr so langweilig haben, jetzt bekommt ihr wieder Gespann. So allein in dem großen Stall müßtet ihr im Winter kalte Ohren kriegen. Habt nur keine Angst, da wo ihr hinkommt, ist auch Heu auf der Bühne, und im Frühling wird's da noch bälder grün als hier. Habt nur keine Angst, wenn der Berg vom Vieh entladen ist, so kommt der Felix auch hinüber. Ich hoffe nur, ihr werdet mich dann noch kennen und keine dummen Gesichter gegen mich schneiden, wie die Stallböde aus dem Unterland, die noch keine Alp gesehen haben und plärrend im dicken Gras stehen, weil sie nicht wissen, daß man das abheizen kann.“

Nachdem der Felix am frühen Nachmittag wieder einmal nachdrücklich nach dem Wetter ausgeschaut hat, macht er sich rasch in die Stube hinein, wo Frau Eva eben damit beschäftigt ist, weißen Sand auf die blanken Dielen des Fuß-

bodens zu streuen. „Wenn sie nur drüben noch alles unter Dach bringen“, sagt er besorgt. „Es kommt bös über die Pfandegg heraus. Ich meine, wir sollten die Läden aufziehen.“

Eva sieht erschrocken auf. „Ja — ist es schon so weit?“ „Geht, seht selber!“

Ohne auf den Befehl zu warten, stapft der Knecht draußen eilfertig die Stiegen hinauf, um droben nach dem Rechten zu sehen. Und bereits fällt dumpfes Grollen in die schwüle Stille herein. Die Frau ist kaum vor das Haus getreten, so schlägt sie die Hände über dem Kopf zusammen. „Hilf Gott — was will das werden?“ Von Westen rüttet eine schwarzgelbe Wand heran, von grellen Blitzstrahlen durchzuckt. Die ersten Tropfen fallen, mit groben Hagelkörnern vermischt. Das Taglicht wird stumpf und tot, ein plötzliches Einnachten meldet sich an.

Hinein in die Stube! Die Läden heraus! Schon hämmert und klirrt es, ein paar nußgroße Schloßen liegen auf dem gebohnten Fußboden ...

Sturm wacht auf, Sturm! Haltet zusammen, ihr Wände und Böhlen! Hagel trommelt an die Läden: Aufmachen! Der jüngste Tag! Wollt ihr in euerem Binsenhäus der heiligen Gewalt spotten? Wir legen um! Widerstand ist uns hohn!

Die fünf Menschen sitzen zusammengekauert auf der Ofenbank. Die Kinder schluchzen und weinen. Der Knecht Felix sagt zu ihnen: „Fürchtet euch nicht, es hat auch schon so getan.“

Eine halbe Stunde — eine Stunde — — gibt es kein Helfen mehr? ... Der Hagelschlag hat nun zwar nachgelassen; aber ein Wassertosen ist ums Haus, wie wenn ein Fluss seine Schleusen durchbrochen hätte. Eva geht in den Haustgang, um durch den Türspalt einen Blick hinauszutun. Sie sieht nur an eine graue Mauer hin. Es ist kein Regen, es ist eine lebendige Wasserwand.

(Fortsetzung folgt.)

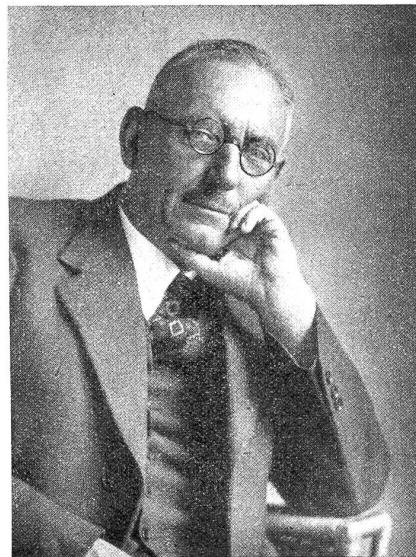
Josef Reinhart sechzigjährig.

Lieber Freund!

Morgen also, am 1. September, wirst Du Deinen „trüben Tag“ haben. „Der Abschied von der Jugend“ — so schreibst Du mir — „ist im Grunde genommen eine schmerzliche Angelegenheit.“ Nicht doch, Dir bleibt die Jugend und Du bleibst der Jugend! Es bleibt Dir die Kraft, mit der Jugend zu fühlen, auch wenn Dir die Schläfen allgemach zu grauen anfangen — wie hat doch das Alter Dich bisher respektvoll verschont! — und die Jugend hat Dich und Deinen Idealismus nötig. Nötiger denn je!

Nein, es soll der 1. September für Dich ein froher Tag werden. Du darfst ja Deinen 60. Geburtstag im Kreise einer blühenden Familie feiern. Du hast noch die liebe Weggefährtin. Möge sie Dir erhalten bleiben! Du hast Deine Söhne und Töchter um Dich, jedes wohlgeraten und vom Leben an den richtigen Platz gestellt. Jedes bereit, des Vaters angefangenes Werk in seinem Sinne weiterzuführen. Jawohl, Dein angefangenes Werk. Denn war Dein Dichter- und Erzichterwerk nicht Arbeit am Guten in der Welt? Der Arzt wird der Mitmenschen Gebrechen heilen, der Chemiker ihm die Mittel dazu liefern, die Lehrerin die Jugend mit Idealen erfüllen. Mir scheint, Du hast Dein bestes

Lebensziel erreicht. Deine Ausschau muß mindestens so hoffnungsvoll sein, wie Deine Rückschau reich an Genugtuung ist.



Josef Reinhart.

Man wird Dir neuerdings, wie schon damals vor 10 Jahren, in Erinnerung rufen, was Du in Deinem arbeitsreichen Leben geleistet hast. Was Du der Schule und der Jugend bist, wie Du Deiner Vaterstadt, Deinem Heimatkanton gedient hast. Man wird Dich wieder daran erinnern, daß das Schweizervolk in Dir einen seiner gemütlichsten und wurzelreichsten Dichter verehrt. Du wirst ob all den Gratulationen, den festlichen Begrüßungen, den Ehrungen die wehmütvolle Abschiedsstimmung vergessen.

Abschied von der Jugend? Bei Dir hat das sicher nicht den Sinn, daß Du als Verärgter und Verschnupfter der Welt von heute den Rücken kehren willst, wenn Du auch nicht mit allem, was die Jugend heute erfüllt und begießt, einverstanden bist. Schon ihr Reden läßt Dich den Kopf schütteln: „Du, dasch grisse gsi, i dr Turni (Turnstunde), mir hei höhne Foxtrott tanze, 's Viln het dr Phonograph gholt im Auto, fabelhaft isch's gsi, eisach rassig! Tschau! Hesch d'Lilian Harwen gseh i dr etschte Illustrierte, gäll splendit?“ Und Du kommentierst das: „Eh los men au! So gschähd, wie sie hütfigstags rede, eis Wort vo Paris, eis vo Bärlin, gar no es anders us Hollywood! Als isch „grisse“, alls isch „fabelhaft“, alls isch „rassig“. Tschau! Aber nüt Sälbbergwohnigs, Sälbverbahnigs i dr Red!“*)

Habe ich da nicht schon das Arbeitsgebiet berührt, von dem Du nie und nimmer lassen wirst? Bis zu Deinem letzten Tag wirst Du die Ideale des Heimatshutes in Wort und Schrift verfechten. Du wirst das kostbare „Muttergut“ der Sprache hegen und pflegen bei Deinen Seminaristen, wirst wie bisher landauf und -ab, wo man Dich ruft und nötig hat in großen und kleinen Zusammenkünften der Heimatfreunde für die Erhaltung und Reinhaltung unserer Dialekte eintreten; aber auch für die gereinigte Volksbühne, die biederstädtige Literatur, für heimatverbundene Trachten, Sitten und Gebräuche. Laß Dich versichern, daß Dir am Radio eine wachsende Hörergemeinde mit freudiger Zustimmung lauscht, wenn Du Dein Herz über diese Dinge ausschüttst!

Ich habe dieser Tage Deine letzten Bücher durchblättert, und da kam mir wieder zum Bewußtsein, wie sehr Du das

*) „Solothurner Lüt“. Plauderei, gesprochen an der Heimatshuttagung 1934. Sonderabdruck aus der „Sonntagspost“.